

Gülsha Adilji
Sarah Akanji
Patti Basler
René Blattmann
Elia Blülle
Arno Camenisch
Rebecca Clopath
Zora del Buono
Robin Gnehm +
Nicholas Hännly
Tankred Götsch
Stefan Gubser
Lorenz Hilty
Martina Hirayama



CHARAKTER KÖPFE



rüffer & rub



Schwester Jolenda
Agota Lavoyer
Heinrich Marti
Gudrun Ongania
Michelle Reichelt
Frank Riklin
+ Patrik Riklin
Anna Rosenwasser
Bernhard Russi
Ghamkin Saleh
Vreni Schneider
Frau Tell
Collins Onoha Uzundu
Petra Biondina Volpe

Gülsha Adilji
Sarah Akanji
Patti Basler
René Blattmann
Elia Blülle
Arno Camenisch
Rebecca Clopath
Zora del Buono
Robin Gnehm +
Nicholas Hännny
Tankred Götsch
Stefan Gubser
Lorenz Hilty
Martina Hirayama
Schwester Jolenda
Agota Lavoyer
Heinrich Marti
Gudrun Ongania
Michelle Reichelt
Frank Riklin +
Patrik Riklin
Anna Rosenwasser
Bernhard Russi
Ghamkin Saleh
Vreni Schneider
Frau Tell
Collins Onoha Uzundu
Petra Biondina Volpe



CHARAKTER KÖPFE



Herausgegeben von
ZHAW und
StrategieDialog21



Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre
2021–2024 unterstützt.

Erste Auflage Herbst 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga

Papier: Munken print white, 80 g/m², 1.8

ISBN: 978-3-906304-89-2

Von Ecken und Kanten	08
Gülsha Adilji: »Ausser Lügen und Stehlen ist nichts peinlich«	
<i>Suad Demiri</i>	10
Sarah Akanji: »Der Fussball hat mich politisiert«	
<i>Hanna Fröhlich</i>	24
Patti Basler: »Ich habe Gedichte geschrieben, als ich noch nicht schreiben konnte«	
<i>Lara Blatter</i>	40
René Blattmann – Den Sternen folgend	
<i>Maurus Held</i>	56
Elia Blülle – Wortgewaltiger Beobachter aus dem Hintergrund	
<i>Enrique Heer</i>	72
Arno Camenisch: »Den Kopf etwas in den Wolken«	
<i>Renato Schatz</i>	86
Rebecca Clopath – Eine Naturköchin über Selbstzweifel, Sauerteigkinder und die Schattenseiten der Gastronomie	
<i>Sina Alpiger und Lia Budowski</i>	100
Zora del Buono: »Fremd sein, das macht mich glücklich«	
<i>Sandra Huwiler</i>	116
Robin Gnehm und Nicholas Hännly: »Egal was jetzt mit Nikin passiert, wir haben etwas bewegt«	
<i>Melanie Burgener</i>	132
Tankred Götsch: »Ich war schon immer der Gringo, der Dahergelaufene«	
<i>Sophie Glaser</i>	150
Stefan Gubser – Der Robinson Crusoe aus Winterthur	
<i>Michael Gschwend</i>	164

Lorenz Hilty – Vom Informatiknerd zum Nachhaltigkeitsdelegierten	
<i>Mirjam Schäfer</i>	176
Martina Hirayama – Die Schattenministerin	
<i>Leandra Nef</i>	190
Schwester Jolenda: »Fromm ist, wer leben lässt und nicht glaubt, alles zu wissen«	
<i>Anna Böhler</i>	204
Agota Lavoyer: »Sexualisierte Gewalt beginnt im Alltag«	
<i>Deniz Kurtogullari</i>	220
Heinrich Marti – Der Erste, der Menschen in Zubern baden liess	
<i>Luca Finadri</i>	234
Gudrun Ongania: »Mit der Zeit hat man eine Vorbildfunktion gegenüber anderen«	
<i>Michael Oliver Schallschmidt</i>	248
Michelle Reichelt – Die aufmüpfige Klimaaktivistin	
<i>Emma-Louise Steiner</i>	262
Frank und Patrik Riklin: »Die Kunst kommt immer an erster Stelle, umgekehrt hätten wir verloren«	
<i>Lino Dörig</i>	278
Anna Rosenwasser: »Aktivismus können alle«	
<i>Lisa Crescionini</i>	294
Bernhard Russi: »Die Startnummer trage ich immer noch«	
<i>Dennis Frick und Joris Gürber</i>	308

Ghamkin Saleh: »Blumen muss man riechen und weitergeben«	
<i>Nuria Rogger</i>	320
Vreni Schneider – Skilegende, Elmerin, Familienmensch	
<i>Elina Villard</i>	332
Frau Tell – Die Frau ohne Gesicht	
<i>Anna Bertschy und Rebecca Deppeler</i>	346
Collins Onoha Uzundu – Mit Rhythmus und Resilienz gegen Rassismus	
<i>Natasha Hähni</i>	362
Petra Biondina Volpe: »Momente der Befreiung gibt es nur im Film«	
<i>Noè Freiburghaus und Salome Heiniger</i>	374
ANHANG	388
Biografien	389
Bildnachweis	398



Zora del Buono: »Fremd sein, das macht mich glücklich«

**Von Sandra
Huwiler**

»Was für ein durchgeknallter Hund!« Der erste Satz, das erste Treffen. Gleich mittendrin. Noch vor der herzlichen Begrüssung von Zora del Buono kommt die Begrüssung von Hündin Natalina. Die Neue im Bunde. »Südtalienerin, wie ich.« War es bis vor Kurzem das entspannte Duo Zora und Hund Mica – die Ruhe in Hundeperson, unaufgeregt, ganz Zen – so bringt Natalina frischen Wind in die Konstellation. Sie rast, saust, springt hoch, umkreist, düst davon und im nächsten Augenblick überrennt sie einen bereits wieder.

Bahnhof Zürich Tiefenbrunnen, frühmorgens. Zoras Art: Gleich per Du. Direkt, nahbar, freundschaftlich, verschmitzt. Zoras Outfit: Blauer Mantel, gutes Schuhwerk, bereit für den Spaziergang. Fernab des Fussgängerstreifens über die Strasse flitzen. Durch die geschlossene Badi Tiefenbrunnen. Hunde verboten, Schild ignoriert. Routiniertes Leinen lang ziehen lassen und kürzen, beidhändig, stetig in Bewegung.

Sie besitze immer genau den Hund, der zu ihrer aktuellen Lebenssituation passe, erzählt die 58-jährige Autorin. Vor bald vierzig Jahren hatte Zora als ersten tierischen Weggefährten einen arabischen Windhund mit grossem Bewegungsdrang, der dauernd nach draussen musste und sie so rausholte aus Situationen, Räumen und Begegnungen. »Damals war ich hoch neurotisch, sass immer überall am Rand, trug meinen langen Ledermantel auch drinnen. Die anderen dachten, ich sei cool. In Wirklichkeit war ich aber einfach stets bereit zu fliehen. Mein Hund war die perfekte Ausrede für meine Klaustrophobie.«

Auf einer quadratischen Holzbank, Blick auf den Zürichsee, unerwarteter Sonnenschein, bittere Kälte. Ein rotes Fellknäuel rauscht hin und her, hinterlässt Hundepfoten-Abdrücke auf dem Notizbuch. Lebensgeschichte gespickt mit Hundeanekdoten. Und aus der Bauchtasche werden Hundeleckerli rausgespickt.

Zweigespann

Heute ist es also seit wenigen Wochen Gute-Laune-Hündin Natalina. Eigentlich nur als Übergangslösung bei Zora. Sie sollte bei ihr auf ein neues Zuhause warten, hat dieses aber jetzt bei ihr und Mica gefunden. »Der fröhliche, lustige Hund als Medizin gegen die Mutter-Trostlosigkeit.« Ihre Mutter ist an Alzheimer erkrankt, ist dabei, ihr zu entgleiten. Mit der Mutter bildete sie nach dem frühen Tod ihres Vaters – Zora war noch ein Baby – ein harmonisches Zweigespann, kaum je hatten sie Differenzen. Zora und Marie-Louise. Für sie die normalste Familienform der Welt. Mama-Papa-Kind-Konstellationen waren ihr suspekt, sie kannte das schlicht nicht.

Der wichtigste Mensch in deinem Leben?

Mein Mami.

Die Historikerin, »diese gescheite, tolle Frau, die so wahnsinnig viel gewusst hat«, sie geht geistig verloren. Ihre Mutter war ihre Konstante, sie zwei allein, aber immer zu zweit. Haben zusammen ihr Leben verbracht.

Waches Gesicht. Sommersprossen. Helle, leuchtende Augen, die Iris ist aussen dunkler, innen grün-grau. Die Locken leuchten rot-orange in der Sonne. »Frisch nachgefärbt, wir haben die gleiche Haarfarbe«, lacht Zora und zeigt auf ihre Hündin.

Zürich-Berlin

Die Krankheit macht traurig, aber vor allem wütend. Die Mutter tut ihr leid, nervt gleichzeitig. Demenz ist eine Zumutung, für Betroffene und Angehörige gleichermaßen. Zora hat jetzt ein Zweitauto und einen Zweitwohnsitz. Eine ehemalige Fräulein-Wohnung am Tiefenbrunnen, an der äussersten Ecke Zürichs, gefühlt mit einem Bein noch in der Stadt und mit dem anderen fast schon in Zumikon, dem Wohnort ihrer Mutter – und dem ihrer Kindheit. Nicht mehr nur die Wohngemeinschaft mitten in Berlin, zuoberst in einem ehemaligen Krankenhaus, von der sie seit bald 20 Jahren ein Teil ist. Zu viert, jeder hat zwei Räume und ein eigenes Bad, das ist das Erfolgsgeheimnis. Einer der vielen Spagate in Zoras Leben. Mutter Marie-Louise hatte 15 Jahre lang auch ein Zimmer in der WG, kam nach der Pensionierung nach Berlin, war bis vor Kurzem regelmässig da. Jetzt ist die innere Unruhe zu gross.

Was macht dich glücklich?

Gehen, durch freie Landschaft. An fremden Orten Kaffee trinken. Fremd sein, das macht mich glücklich.

Fremd war ihr Berlin, genauer gesagt Westberlin, zu Mauerzeiten. Subversiv, dunkel, geheimnisvoll. Dorthin ging Zora in

den 1980ern als ETH-Architekturstudentin mit Anfang zwanzig ins Austauschsemester an die Hochschule der Künste, zusammen mit Freund Peter. Zwei Wochen später verliess sie ihn. Sie hatte sich Hals über Kopf in eine Frau verliebt, tauchte ein in die Lesbenszene, den Untergrund, eine Parallelwelt damals. »Westberlin war Freiheit und Weite. Und trotzdem geschützt durch die Mauer. Das Berlin von damals war mein Paradies, der tollste Ort der Welt.« Dann kam Aids, raubte einen Teil der Unschuld, und vor allem viele, viele Freunde. Das Gefühl der Fragilität, wie schnell eine Situation sich ändern kann, wie schnell absolut alles anders sein kann. Dann kam der Mauerfall, und damit Umbruch und Veränderung.

Bäckerei, das rote, schmale Lederportemonnaie in die Hand gedrückt. »Irgendwas ohne Fleisch, ich lasse mich überraschen.« Draussen vor dem Schaufenster: Zora, die beobachtet. Fussgänger, Velos, Trams. Und die in Zürich weit verbreiteten teuren Autos, die ihr zuwider sind.

»Richtige Momente, richtige Entscheidungen«

Sie blieb in Berlin. Machte ihr Diplom im Jahr des Mauerfalls, begann zu arbeiten, das gelernte schön Bauen ins echte Bauen zu übersetzen. Hinaus in die harte Realität, von der Studentin zur Bauführerin, vom Vorlesungssaal auf die Baustelle. Sie fand das Baumilieu wunderbar, liebte den Geruch von Beton, war fasziniert von der dort herrschenden Kraft. Gleichzeitig litt sie unter der Zerrissenheit zwischen Bauherrschaft und Handwerkern. Darunter, im Bauboom der Nachwendezeit möglichst rasch, möglichst profitabel bauen zu müssen.

»Ich habe in den richtigen Momenten die richtigen Entscheidungen getroffen. Wenn ich irgendwo unglücklich wurde, bin ich da raus.« Als sie Mitte der 1990er-Jahre des Architektinnenlebens überdrüssig wurde, tat sich ein neuer Weg auf. Jugendfreund Nikolaus Gelpke, Biologe und ebenfalls



Zora del Buono in den 1990ern. Markenzeichen damals:
kurze Haare, langer Ledermantel

in Norddeutschland zu Hause, schlug die Gründung eines Meeresmagazins vor. An seinem Küchentisch in Kiel wurde ein Konzept entworfen. Planen und konstruieren, das liegt Zora. Als Mitgründerinnen wurden langjährige Freundinnen wie die Fotografin Barbara Stauss mit ins Boot geholt: »Zora bringt Menschen zusammen, verbindet sie, öffnet Türen zu Geschichten und Gemeinsamkeiten.« Es entstand ein anfangs monothematisches Magazin übers Meer, das mittlerweile seit 25 Jahren erscheint: »Mare«.

Welches ist dein Sehnsuchtsort?

Hinten auf einem Schiff, wenn man losfährt, mit der Garantie, dass man nicht seekrank wird. Also ein grosses Schiffsheck, das verschwindende Land im Blick.

Bald begann sie selbst zu schreiben. Der erste Text: eine Rezension über ein Buch über eine Reise. Plötzlich eine Seite im Heft, gedruckt, veröffentlicht, das fand sie wahnsinnig aufregend. »Da merkte ich, dass die Kombination von Reisen und Schreiben mein Ding ist.« Sie schrieb über Seemannsaltersheime in Italien, Krabbenschälerinnen in Marokko, Tanzpartner auf Luxusdampfern, Bewohner eines Militäртаucherdorfes und vietnamesische Shrimpsfischerinnen in Texas.

Spaziergang durch Zürich-Seefeld, auf alten Pfaden. Vorbei am Freien Gymnasium, auf das ihre Mutter sie schickte, nachdem die ältere Schwester der Schulfreundin in Zumikon ins Drogenmilieu abrutschte. Ein besserer Umgang musste her. Hier lernte sie Nikolaus Gelpke kennen.

»Sehr unsachlich, sehr distanzlos«

Dann erhielt sie den Auftrag, über Wasserleichen zu schreiben. Für ein Sachbuch, so der Plan. Doch sie spürte, dass sie aus dem Stoff lieber eine eigene Geschichte spinnen wollte, fernab von männlichen Künstlern und Autoren, die weibliche, blasse, wunderschöne Leichen ins Wasser legten, sie romantisierten, sie immer auch ein Stück weit sexualisierten. Zora wagte den Sprung, weg vom rein sachlichen, journalistischen Schreiben, hin zum Fiktionalen. Hinein in eine neue Welt. Heraus kam »Canitz' Verlangen«. Ihr Debütroman über einen unsympathischen, komplizierten Protagonisten, der fesselt, mitreisst in die Abgründe seiner eigenen Familiengeschichte und dabei ein dunkles Geheimnis der deutschen Geschichte beleuchtet. Ideen für Geschichten kommen auf Spaziergängen. »Das hat was mit Neurologie zu tun. Wenn die Landschaft an einem vorbeizieht, kann man denken lassen.«

Hast du ein Motto?

Alles ist möglich.

Romane schreiben, das fühlte sich sofort nach zu Hause an. »Ich bin als Person schon sehr unsachlich, sehr distanzlos.« Sie gibt viel von sich preis, lässt viel von sich in ihre Protagonistinnen einfließen, in jeder und jedem steckt ein Teil von ihr. Sie denkt sich in grundverschiedene Biografien hinein, schlüpft in andere Persönlichkeiten. »Wir haben ja alles in uns, wir reissen uns einfach zusammen.« In der Literatur kann sie tief in Charaktere eintauchen, sie gänzlich verstehen, geheime Seiten offenbaren. Obwohl Geheimnisse nicht wirklich ihr Ding sind. Sie trägt ihr Herz auf der Zunge. »Das Private ist politisch. Da bin ich ganz die alte Feministin.«

Wildbachstrasse, schattige Bäume, der Bach verschwindet nach wenigen Metern. Wilde Geschichten über wilde Zeiten, Liebschaften. Ausblick auf potenzielle Lieblingsgebäude. Prüfender und inspizierender Architektinnenblick, immer und überall. Rätseln über Innenansichten, Innenräume, Innenleben.

Der Weg zur Schriftstellerin

Überzeugte Feministin war sie immer schon. Von starken Frauen umgeben und geprägt, das zeigen auch ihre Bücher, mit vielschichtigen Protagonistinnen, die ihren eigenen Weg gehen, sich weiterentwickeln. Zora informiert sich, sinniert, reflektiert. Ihre Bücher enthalten nebst fiktiven Geschichten auch immer viel Recherchiertes, viele Fakten, viel Geschichte. Wie die Novelle »Gotthard«, über Einzelschicksale, allesamt verwoben, immer enger, auch mit dem Ort ihrer Begegnung: dem Mikrokosmos am und im Gotthard-Basistunnel, Südportal, Grossbaustelle – auf der echten hat Zora damals ausgiebig nachgeforscht und analysiert, anderes Baumilieu, veränderter Blick. »Wandel finde ich interessant, ich will mir auch immer über alles Gedanken machen, nah dran sein. Wir sind alle Kinder unserer Zeit, müssen uns immer wieder neu orientieren, das ist spannend und anstrengend zugleich.«

Früher sagte sie, sie sei Architektin, die auch schreibt. Architektin ist und bleibt Teil ihrer Identität, prägt auch ihren Schreibstil. Sie baut sich immer zuerst ein Gerüst, das sie dann mit Geschichten füllt. Später bezeichnete sie sich als Redaktörin. Als sie anfang Bücher zu schreiben: Autorin. Nie nannte sie sich Schriftstellerin, dafür müsse man ein Werk vorweisen können, dachte sie. Und fand, mit sieben Büchern habe man ein Werk. Ihr mitten im Coronajahr erschienenenes Buch ist ihr siebtes. »Jetzt könnte ich mich eigentlich Schriftstellerin nennen, getan habe ich es aber bisher noch nie.« Vielleicht hat das mit Unsicherheit zu tun, mit Bescheidenheit. Wohl aber mit der grossen Bewunderung, die sie für Schriftstellerinnen schon immer empfand. Sich selbst einmal so zu nennen, das selbst einmal zu sein, schien surreal. Wie ein Kleid, das einen reizt, das gewagt erscheint. An das man sich zuerst gewöhnen muss, es dann aber nicht mehr ablegen will.

Entlang der Ida-Bindschedler-Strasse, stadtauswärts, mit Blick in die Ferne. Passenderweise nach einer Schriftstellerin benannt. Zora mag die Strasse, die Freiheit und Weite, das Gefühl der Möglichkeiten, mehrspurig, geradeaus. Erinnerung an amerikanische Highways, ans Reisen.

Was wolltest du werden, als du klein warst?

Schriftstellerin oder Pilotin. Postpilotin in Kanada oder Alaska. Abenteuersehnsucht, Freiheit, Weite, schon damals.

Paradiesisches Grosselternhaus

Als Kind flog sie regelmässig im silbern glänzenden Propellerflugzeug mit ihrer Mutter in die Ferien nach Süditalien. Nach Bari, genauer gesagt. Zu ihren Grosseltern väterlicherseits. Über sie blieb die Verbindung zum Vater, das galt auch umgekehrt für sie als Enkelin. Ihre Grossmutter, ebenfalls Zora Del Buono – das D gross geschrieben, da Kommunistin, und was

für eine –, hatte in Bari einen Palazzo entworfen und bauen lassen. 23 Zimmer, neun Bäder, in der Mitte eine riesige Halle, das Herz des Hauses. Dort wurden rauschende Feste gefeiert. Ihr Mann, Pietro Del Buono, war ein berühmter Radiologe, einer der ersten Italiens.

Der Kommunismus war also mehr Salonkommunismus. »Kommunismus ist Aristokratie für alle«, lautete das Motto. Der Palazzo war nicht nur die Welt der Grossmutter Zora, in der sie herrschte, urteilte, verurteilte, im Zentrum stand. Es war während ihrer Besuche auch die Welt der Enkelin Zora. Der Duft des Gartens ist noch heute präsent. Das Haus war für Zora in ihrer Kindheit der aufregendste Ort der Welt, ein Paradies, üppiges Süditalien, farbig, laut. Kontrast zum kargen, reduzierten, kühlen Zürich der 1960er- und 1970er-Jahre.



Klein Zora und Grossmutter Zora, zusammen mit Mutter Marie-Louise und Grossvater Pietro Del Buono in den 1960er-Jahren in Bari

Was bedeutet dir Italien?

Eine Illusion. Eine Hassliebe, fürchterliches Land und gleichzeitig toll. Etwas, von dem ich immer denke, dass ich wieder hinwill. Aber eigentlich will ich nicht ins Italien von jetzt, sondern ins Italien meiner Kindheit.

Gelebte Geschichte

Über das Leben ihrer Grossmutter schrieb sie ihr aktuelles Buch »Die Marschallin«. Sie habe immer etwas heller geleuchtet als alle um sie herum, die Grossmutter. Es ist die Lebensgeschichte einer imposanten Frau, eng verwoben mit der Geschichte Europas des 20. Jahrhunderts, vom Ersten Weltkrieg, über soziale Unruhen zwischen den Kriegen, Kommunismus, Faschismus, bis zum Zweiten Weltkrieg. Dann ein alles veränderndes Ereignis, ein tiefer Fall, Unglücke reihen sich anein-

»Mein wertvollster Besitz? Meine Hunde.«



ander. »È tutta colpa mia«, sagte sie immer, Grossmutter Zora, es sei alles ihre Schuld.

Die Geschichte einer Slowenin, die sich in einen süditalienischen Arzt verliebt, ihm nach Bari folgt. Eine grosse, alles überdauernde und alles übertönende Liebe, leidenschaftlich wird politisiert, illustre Gäste gehen ein und aus, Diskussionsrunden, Gesellschaften, Feste. Kaum Platz für Muttergefühle, zu viel Egozentrik, zu sehr dreht sich die Welt nur um sie. »Man hat diese Frau gefürchtet und bewundert, viele haben sie verehrt. Ich habe sie einfach nur geliebt«, schreibt Zora im Prolog. »Unsere Familiengeschichte ist eine Geschichte, die erzählt werden musste«, findet ihre Cousine und Namensvetterin Zora Del Buono aus Bari. »Wie ein Lied, das jemand singen muss. Ein Lied der Sorgen, aber definitiv auch ein Lied der Liebe.«

Hinter dem Bahnhof Tiefenbrunnen, beiges Gebäude, zwei Linoleumtreppen hinauf, farbige Vasen im Treppenhaus, Glasfenster in der Haustür aus Holz. »Del Buono«, Grosseletternschreibweise, weiss auf schwarzem Schild. Altrosa Teppich, »ein rosa Boudoir«, mit Augenzwinkern. Schlafzimmer, Wohnzimmer, Klavierzimmer.

Dein Lieblingslied?

Oh Gott. Frank Zappa ... Oder Queen: »Teo Torriate«.

Lieben lernen

Die Liebe, das sich Verlieben. Mal kürzer, mal länger, mal einfach, mal kompliziert. Ihre erste Liebe: Marten, in der dritten Klasse, sie sind heute noch befreundet, er lebt mit seinem Mann abwechslungsweise in Berlin und einem Schloss in Brandenburg. Ihre erste überdauernde Liebe: Freddie Mercury, Idol, Schwarm, verliebt aus der Ferne, seit Teenagertagen. Er löste, wie sie einst im »NZZ Folio« schrieb, Folgendes in ihr

aus: »Die Palette der geschlechtlichen Möglichkeiten und des Begehrens, das sich im Laufe eines Lebens hierhin und dorthin bewegen kann und manchmal im Sande verläuft. Die Idee eines ›Alles ist möglich‹.«

Sie lernte auch, dass Lieben nicht exklusiv sein muss, dass sich Liebe verändert, dass Verbundenheit bleibt. In ihren Berliner Anfangsjahren liebte Zora Frauen, definierte sich als Lesbe, ausschliesslich. Sich jemals wieder in einen Mann verlieben? Nie! »Niemals nie sagen«, lernte sie, als sie sich in einen schwulen Mann verliebte. Eigentlich unmöglich, und doch war sie zu neugierig, die Finger von der Geschichte zu lassen. Eine komplizierte Beziehung, viel Heimliches, viel Verheimlichtes, ein Doppelleben, auch zusammen. Aus der Lebenszene war sie damit draussen, heute wäre das wohl anders, queer oder nicht queer, starre Definitionen mag sie generell nicht. Freundinnen von damals hat sie aber immer noch. Auch dank Schrebergarten in Spandau, inmitten der Community, in der alle lesbisch, auch politisch lesbisch, blieben.

Auf dem Küchenregal thront die Silhouette Freddie Mercurys. An der Küchenwand Italianità: Schauspielerin Anna Magnani, mit forschem, eindringlichem, herausforderndem Blick. Weitere Küchenbewohner: Rotweinflaschen, kompostierbare Espresso-Kapseln, Geschirr aus dem Brockenhaus, Familiensilber.

Welches deiner Bücher magst du am liebsten?

»Hinter Büschen, an eine Hauswand gelehnt«

Wahlfamilie

»Ich verliebe mich grundsätzlich in Menschen, die einen Knall haben. Und bindungsunfähig sind, so wie ich.« Sie glaubt nicht daran, fürs Zweierdasein gemacht zu sein, aber für Liebesgeschichten. »Ich falle in etwas hinein, und dann ist es

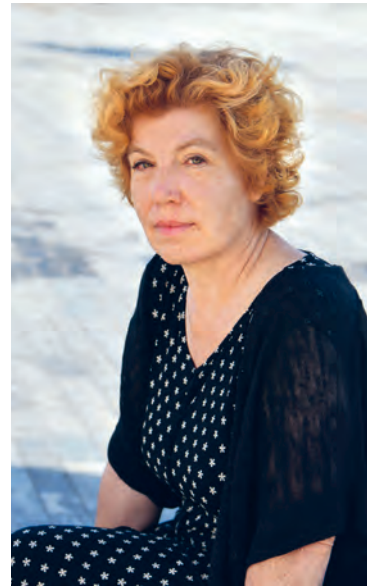
wahnsinnig wichtig, bleibt es über Jahre.« Wie die Geschichte mit dem schwulen Mann. Oder wie die Geschichte mit dem wahnsinnig jungen Mann. Ihrem ehemaligen Studenten.

Sie dozierte, Sommerkurs in Journalismus, amerikanische Deutsch-Studenten, isoliert auf dem Sommer-Campus. Hitze, Spannung, Geheimnisse. Und irgendwann lag Liebe in der Luft: »Ich bin ein Mann, und du bist eine Frau, und alles ist möglich.« Darüber hat Zora ihr Buch »Hinter Büschen, an eine Hauswand gelehnt« geschrieben. Hat die Erlebnisse auf einer Metaebene in Romanform erzählt. Zu politisch, eine Romanze zwischen älterer Frau und jüngerem Mann, hiess es. Sie hätte ein Journal geschrieben, wollte offen thematisieren, enttabuisieren. »Es war eine wunderbare Geschichte, obwohl ich von Anfang an wusste, dass sie nicht gut gehen kann und gut gehen wird, sicher nicht lange.« Befreundet sind sie trotzdem noch, er lebt mittlerweile in Berlin.

Deine beste Eigenschaft?

Ich kann wahnsinnig gut verzeihen.

Aus allen Phasen ihres Lebens hat sie Menschen um sich: Schulfreundinnen, Freunde aus der Uni-Zeit, Freundinnen aus der Lesbenszene, Journalismus-Kontakte – und neu auch Schriftstellerfreunde. Dazu kommen ihre WG-Mitbewohner, auch sie langjährige Freunde, ein bisschen ein Familiending sogar, eine Wahlfamilie. Was in Berlin sehr viel normaler ist, als sie es aus Zürich kannte. »Schon in den 1980er-Jahren gab es an Weihnachten seltsame Essen mit seltsamen Menschen an seltsamen Orten. Wir kamen ja alle von irgendwoher nach



Schriftstellerin, Urzürcherin, Wahlberlinerin

Berlin, viele aus Westdeutschland. »Ich geh' über Weihnachten nicht nach Wessiland!«, war die Devise.« Daran musste sie sich erst gewöhnen, tanzen gehen an Weihnachten, total rebellisch. Das Schweizerische, ein bisschen Naive, Staunende, das habe sie schnell abgelegt in Berlin, wurde grossspuriger, frecher. Mutig, Neues anzupacken, zu erlernen. Klavierspiel etwa, oder davor Bluestanz. Für Neues ist es nie zu spät, und unmöglich ist nichts. Wäre sie nicht nach Berlin gegangen, wäre sie heute ein anderer Mensch, davon ist Zora überzeugt.

Klavierspiel, Chilly Gonzalez, »Dressed in Green«. Zugeräusche im Hintergrund. Hände tanzen sanft über die Tastatur. Hund Mica als Publikum. Hündin Natalina klaut die letzten Sandwichreste. »Räuchertofu mit Ajvar, das passt, ein bisschen Slowenien.« Die Sonne scheint, sanftes Licht, weiter vorne glitzert der Zürichsee.

Wendepunkt

Geboren und aufgewachsen in Zürich, verwachsen auch mit Italien und Slowenien, gewachsen und erwachsen geworden in Berlin. Berlin steht für Jugend, Aufbruch, Abenteuer. Dort hat sie sich entwickelt, zusammen mit der Stadt. Mauerfall, Wiedervereinigung, Gentrifizierung. Mit dem Wandel rollte sie mit, saugte ihn in sich auf, blieb in Bewegung, hängt aber gleichzeitig ihrem alten Berlin nach. Zürich auf der anderen Seite ist immer noch das Zürich von früher, zumindest für Zora. Sicherheit, Vertrautheit, Heimat. Zu Hause fühlt sie sich an beiden Orten, eigentlich sowieso genau dort, wo sie gerade ist, das kann auch ein Hotelzimmer sein.

Was würde dein jugendliches Ich über dein jetziges Ich denken?

Die ist eigentlich ganz cool geworden.

Sie ist ganz bei sich, im Reinen mit allem, im Jetzt. Mit dem Älterwerden wachsen Schein und Sein immer mehr zusammen. Das beschreibt auch ihre Freundin Barbara Stauss: »Ob sie sich verändert hat in all den Jahren? Ja und nein, da ist mehr Leichtigkeit, sie wurde noch freier, aber im Kern bleibt sie dieselbe. Sie geht ihren Weg, immer in Bewegung, in unterschiedlichen Welten unterwegs, bodenständig und anmutig zugleich, tanzend, wie ein Schmetterling.« Und in Bewegung bleibt sie. Mit dem Ende des Familienromans, dem drohenden Ende ihrer Mutter-Tochter-Geschichte, hat Zora das Gefühl, an einem Wendepunkt zu sein. »Aber das ist okay.« Sie wendet sich neuen Themen und Geschichten zu, schreibt an einem Fräulein-Roman. Über starke Frauen – früher wie heute.



Lorenz Hilty – Vom Informatik- nerd zum Nachhaltig- keitsdelegierten

**Von Mirjam
Schäfer**

Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, schlendert der 1.92 Meter grosse Mann langsam der Mauer des Aussichtspunkts entlang und schaut nachdenklich über die Stadt. Kein Stress, keine Hektik ist in seinen Bewegungen zu erkennen. Die Sonne wärmt den Rücken und der 62-Jährige geniesst die Landschaft auf dem Goldenberg in Winterthur. Er hält nicht nach der Journalistin Ausschau, sondern lässt sich lieber finden. »Herr Hilty?« Langsam dreht er sich um. Lorenz Hilty ist Professor für Informatik und Nachhaltigkeitsforschung an der Universität Zürich und widmet sein Leben einer nachhaltigen Zukunft. Der Professor grüsst mit einem freundlichen Lächeln. Hilty lächelt gern und oft – davon zeugen die feinen Fältchen in seinen Augenwinkeln. Doch die erste Frage überrascht ihn so, dass er seine Augen einen Moment lang weit aufreisst. »Oh!«, sagt er nur und nimmt sich einen Augenblick Zeit, um darüber nachzudenken. Seine Kindheit in drei Worten zu beschreiben, scheint ihm nicht leichtzufallen. Dann ist

er sich aber sicher: »Kultur, Provinz und Technik.« Amüsiert beginnt er mit der Ausführung des ersten Stichworts.

»Ich hatte als Kind das Gefühl, am Nabel der Welt aufzuwachsen.

Für mich war es normal, dass Medienschaffende, Schauspieler und Schriftsteller – unter anderen Friedrich Dürrenmatt – zu Besuch waren.« Lorenz Hilty schaut über die Rebberge, als ob sich dort seine Vergangenheit widerspiegeln würde. »Ich erinnere mich, dass ich jeweils gar nicht ins Bett gehen wollte – viel lieber wollte ich noch länger den Gesprächen am Küchentisch zuhören. Das intellektuelle Leben bei uns zu Hause habe ich als positiv empfunden, auch wenn ich noch nicht alles verstand.« Lorenz Hilty ist seinen Eltern dankbar für dieses Umfeld während seiner Kindheit. Sein Vater hat damals Literaturzeitschriften und moderne Buchreihen herausgegeben, hauptsächlich Lyrik. Er arbeitete auch als Zeitungsredaktor und hatte zum Stadttheater St. Gallen und vielen Schriftstellern und Künstlern Kontakt. »Autoren aus dem Ausland wohnten teilweise wochenlang bei uns in der Mansarde, auch noch nach der Scheidung meiner Eltern.«

Das Elternhaus von Hilty war ein intellektuelles Zentrum, das durch seine Weltoffenheit einen Kontrast zum lokalen Umfeld bildete. Diesen hat Hilty als Kind als starkes Spannungsverhältnis empfunden, deshalb das Wort Provinz – das nächste Stichwort in seiner Kindheitsbeschreibung. Die Erinnerungen an das Provinzielle in seiner Nachbarschaft und Schule stimmen den grossen Mann weniger enthusiastisch. Auf der Suche nach den richtigen Worten betrachtet Hilty den grauen Asphalt unter seinen Füßen. »Meine Eltern liessen sich scheiden, was für meine Mutter in der damaligen Zeit ein Stigma war, und dann noch diese Künstler und Intellektuellen, die bei uns ein und aus gingen. Der Gegensatz der Wertvorstellungen zwischen meiner Familie und dem ›Bünzlitum‹ darum herum hat mich geprägt.« Alles was für ihn im Elternhaus selbstverständlich war, sollte in der Schule plötzlich

nicht mehr gelten. »In der Schule ging es noch recht spiessig zu, es war die Zeit des Umbruchs in den 1960er-Jahren.«

Deshalb fand Hilty in seiner Schulzeit in St. Gallen nicht wirklich Anschluss – das sollte erst später passieren.

Ein älteres Ehepaar unterbricht Hilty und möchte von ihm den Weg zum Museum Römerholz wissen. Der Professor gibt Auskunft, setzt sich dann auf eine Holzbank neben einem Steinbrunnen und nimmt den Erzählfaden wieder auf. »Ich fand mich nicht zurecht in dieser Aussenwelt, aber irgendwie musste ich mich von meinem Elternhaus lösen.« Sein Ausweg war das dritte Stichwort in seiner ersten Antwort: Technik. »Schon als Siebenjähriger habe ich Elektrozeugs gebastelt. Da ging es um Fakten, nicht um Wertvorstellungen. Das war ein sicherer Boden.« Sein nachdenklicher Blick richtet sich wieder in die Ferne. Die Begeisterung in Hiltys Stimme ist wieder da, und er erinnert sich an seine frühesten Technikspielereien. »Es hat damals diese didaktisch grossartigen Baukästen gegeben von Kosmos! Es ist enorm lehrreich und motivierend, wenn man aus ein paar Bauteilen beispielsweise ein Radio oder eine Gegensprechanlage zusammenbauen kann.« Hilty lacht unbeschwert, und beinahe könnte man meinen, er sei in die sorglose Kinderwelt von damals abgetaucht. Doch dann steht er entschlossen von der sonnengewärmten Holzbank auf und schlendert weiter.

Der Professor mit abgebrochenem Studium

Um zu verstehen, wie Hilty sein Leben einer nachhaltigen Zukunft widmet und dabei die zwei Themenfelder Digitalisierung und Nachhaltigkeit vereint, muss man weit zurückgehen. Dass er Physik studieren wollte, war ihm bis zur Matura immer klar gewesen. Doch nach zwei Semestern brach Hilty das Physikstudium an der Universität Zürich ab. »Mir hat dann doch das Geisteswissenschaftliche in der Physik gefehlt.

Ich dachte damals, in diesem Fach muss ich ein Leben lang lernen, bis ich dann ein weiterer Wissenschaftler bin, der versucht, die Erkenntnis einen Millimeter weiterzubringen.« Sein verzweifelter Gesichtsausdruck verstärkt diese Aussage. Nebst Physik interessierte er sich für Informatik, weil dieses Fach damals ganz neu war. Am liebsten hätte er Philosophie oder Psychologie damit verbinden wollen. In einer Infobroschüre über weltweite Studienangebote wurde er schliesslich fündig. »Ich weiss noch, als wäre es heute gewesen, wie ich sie aufgeschlagen habe und das Gefühl hatte: Das ist es!« Mit dem Zeigefinger deutet er auf die imaginäre Broschüre vor sich und lacht.

Die Broschüre warb für ein Informatikstudium in Hamburg, das mit jedem anderen Nebenfach kombiniert werden konnte. Kurzerhand meldete sich Hilty an, und fünf Jahre später hatte er seinen Abschluss in Informatik mit dem Nebenfach Psychologie in der Tasche. Doch nach dem Diplom kehrte er nicht in die Schweiz zurück. Hilty schrieb in der Hansestadt seine Doktorarbeit und anschliessend noch die Habilitation. Und wie das Leben so spielt, fand er seine Liebe in Hamburg. 1998 kam die gemeinsame Tochter May-Britt zur Welt. Details zu dieser Liebesgeschichte behält Hilty für sich.

»Ich dachte immer: Wirtschaftswissenschaft ist ein Seich«

Unterdessen zieht sich der Spaziergang bis an den Fuss des Goldenbergs. Angekettet an einem Zaun, steht ein schwarzes Fahrrad. »Das ist meins, aber wir können gerne zu Fuss weitergehen.« Dass es Lorenz Hilty nach über zehn Jahren doch wieder in die Schweiz zog, ist zum Teil dem im Jahr 2018 verstorbenen Wirtschaftswissenschaftler Hans Christoph Binswanger zu verdanken. Er war ein Pionier der Umweltökonomie und Mitautor des Buches »Arbeit ohne Umweltzerstö-



Lorenz Hilty investiert nicht viel Geld in sein Fahrrad und spart dadurch Zeit für eine aufwändige Diebstahlsicherung.

rung«. Dieses Buch hat Lorenz Hilty stark geprägt. »Bevor ich dieses Buch las, dachte ich immer, dass Wirtschaftswissenschaft ein Seich ist und gar keine richtige Wissenschaft.« Verlegen streicht er sich durch das weiße Haar und bekennt seinen damaligen Irrtum: »Doch dann habe ich gesehen, dass es auch Wirtschaftswissenschaftler gibt, die sich kritisch mit dem Dogma des Wachstums auseinandersetzen.« Die Ökonomie schafft eine Illusion von unendlichem Wachstum. Das Buch zeigt auf, wie die Umwelt dadurch Schaden nimmt und wie man das ändern könnte. Für einen Postdoc-Aufenthalt bei Binswanger an der Hochschule St. Gallen kam er 1992 vorübergehend zurück in seine Heimatstadt. Danach arbeitete er wieder in Deutschland, diesmal an der Universität Ulm, wo er an Simulationsmodellen für die Verkehrsentwicklung und ihre Umweltfolgen arbeitete. Im Jahr 1998 stand er vor der Wahl, eine Professur für Informatik an der Universität Lüneburg oder an der Fachhochschule Nordwestschweiz anzutreten.

ten; das Paar entschied sich für die Schweiz. Seiner Frau wurde an derselben Fachhochschule eine Stelle angeboten.

Zurück ins altbekannte Quartier

Doch kaum zurück in der Schweiz, holte Hilty die Vergangenheit ein – Stichwort Provinz. Im Jahr 2000 bekam er die Chance, an der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt, kurz EMPA, am Standort St. Gallen ein eigenes Forschungsprogramm über Nachhaltigkeit in der Informationsgesellschaft aufzubauen. »Darum wohnte ich dann – was ich eigentlich nie wollte – wieder in meiner Heimatstadt.« Zusammen mit seiner Familie bezog er dort ein hundertjähriges Haus – wenige hundert Meter von seinem Elternhaus entfernt. Ihre Tochter besuchte schliesslich die gleiche Primarschule wie ihr Vater. Hilty lacht ironisch. »Irgendwie musste das ja so kommen!«

Vier Jahre später wurde Hilty Leiter der neu gegründeten EMPA-Abteilung »Technologie und Gesellschaft«. Im Jahr 2010 wurde der EMPA-Forscher zum Professor für Informatik und Nachhaltigkeit an die Universität Zürich berufen. Diese Professur wurde im Rahmen einer Zusammenarbeit zwischen der EMPA und der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Uni Zürich geschaffen. Martin Glinz, damals Direktor des Instituts für Informatik an der Universität Zürich, beschrieb den Stellenantritt von Hilty als Bereicherung: »Die Professur Hilty bietet eine Reihe von Chancen und Vorteilen für beide Institutionen.« Das Ziel der Kooperation war eine vermehrte Zusammenarbeit in Lehre und Forschung. So hat Hilty rund zehn Jahre lang mit seinen Studenten Informatikprojekte durchgeführt, die zu mehr Nachhaltigkeit im ökologischen und sozialen System beitragen. Die Aufgaben als Leiter einer wachsenden Abteilung an der EMPA und – was 2014 hinzukam – Nachhaltigkeitsdelegierter an der Universität Zürich

entwickelten sich zu einer zeitlichen Herausforderung. Deshalb entschied sich Hilty im Sommer 2020, nur noch für die Universität Zürich als Professor und Nachhaltigkeitsdelegierter tätig zu sein. Und das erfüllt ihn heute vollkommen. »Es ist ein Privileg, dass ich mich mit Dingen befassen kann, die mich wirklich interessieren. Wer kann das schon von seiner Arbeit sagen?«

»Ich funktioniere am besten, wenn ich allein wohne«

Seine Tochter studiert heute in Potsdam Kommunikationsdesign. Mit seiner Frau, die inzwischen in Konstanz eine eigene Firma betreibt, führt er eine Wochenendehe. Er selbst zog vor einigen Jahren nach Winterthur. »Winterthur ist für meinen Lebensstil die optimale Mischung zwischen urban und ländlich.« Diesen Lebensstil beschreibt er als von der Arbeit dominiert. »Ich funktioniere am besten, wenn ich allein wohne.« Für ihn sei es kein Gegensatz, eine Beziehung zu führen und sich nicht jeden Tag zu sehen.

Chancen und Gefahren der Digitalisierung

Eine lang gezogene Kurve durch den Wald führt wieder zurück auf den Aussichtspunkt des Goldenbergs. Die Sonne scheint nun viel intensiver. Lorenz Hilty nimmt einen grossen Schluck Wasser von einem Brunnen und setzt sich auf eine grüne Bank mit Aussicht auf ganz Winterthur. Er schneidet ein neues Thema an – die ungenutzten Chancen der Digitalisierung. Voll in seinem Element, sitzt er kerzengerade auf der Bank, und die Ideen sprudeln nur so aus ihm heraus. Ganz im Gegensatz zu den sonst lang überlegten Antworten ist spürbar, dass er sich bereits eine Menge Gedanken zu diesem Thema gemacht hat.



Er selbst nennt sich einen Workaholic.

Eine Frage plagt ihn schon lange: »Wieso nutzen wir diese digitalen Möglichkeiten nicht, um damit aufzuhören, den Planeten unbewohnbar zu machen?« Ginge es nach Hilty, müsste die Digitalisierung für die Nachhaltigkeit eingesetzt werden. Um dazu beizutragen, forschte er bereits in den 1990er-Jahren an Umweltinformationssystemen. Mit diesen könne man besser verstehen, welche Wirkung die Menschen auf die Umwelt haben, und genau beobachten, was für Schäden sie anrichten. Auch Herstellungsverfahren könne man viel genauer steuern und so Energie und Material sparen.

Dematerialisierung anstatt Konsum

Statt für die Vermeidung von Umweltbelastungen würden die Möglichkeiten der Digitalisierung aber vor allem zur Konsumförderung genutzt. Hilty sieht in der ständigen Weckung von Konsumbedürfnissen eines der grössten Nachhaltigkeitsprobleme, welches ihm zufolge nur mit einem Umden-

ken unserer Gesellschaft gelöst werden könnte. »Die physiologischen Bedürfnisse eines Menschen betragen im Jahr ein bis zwei Tonnen an natürlichen Rohstoffen pro Person. Aber wir in der Schweiz verbrauchen 40 Tonnen Material pro Kopf, das irgendwo aus der Erdkruste extrahiert oder Ökosystemen entzogen wird. Wasser nicht eingerechnet. Rund zwei Drittel davon erreichen unser Land nicht einmal, es wird zur Produktion der von uns konsumierten Güter verwendet und schon im Ausland zu Abfall.« Hilty richtet sich auf. »Würden alle Menschen so leben, bräuchten wir vier Planeten.«

Der Ausweg aus diesem Ungleichgewicht lautet, weniger Fokus auf das Materielle zu legen. Davon ist Hilty überzeugt. Wir müssten bereit sein, die Bedürfnisse loszulassen, bei denen es nur darum gehe, grösser oder schneller zu sein als andere, referiert er. »Schief läuft, dass in unserem Wirtschaftssystem jede Effizienzverbesserung ein Signal ist, das zusätzliches Wachstum auslöst.« Das bedeute, dass jede Einsparung, die dank der Effizienz der heutigen Technik möglich wäre, durch mehr Nachfrage sofort wieder ausgeglichen werde. »Es bleibt nie Zeit, sich an der Entlastung zu freuen, die der Effizienzfortschritt eigentlich bewirken könnte.«

Hilty greift sich ratlos an den Kopf. »Das ökonomische System macht alles kaputt, was man mit technologischem Fortschritt an Gutem tun könnte!« Der Professor hat auf diesen Reboundeffekt eine, wenn auch eher kurzfristige, Lösung parat. »Es würde schon reichen, wenn man alles ein bisschen verzögern würde.« Während er diese Logik erklärt, sieht man den Dozenten in ihm, der verstanden werden will. Wenn man zum Beispiel ein Smartphone nur schon ein Jahr länger benutzen würde, könnte man bereits viel Energie und Material für die Herstellung des nächsten Geräts sparen. Lorenz Hilty macht allerdings nicht nur Verbesserungsvorschläge, er tut auch etwas gegen das CO₂-Problem. »Ich habe nie gelernt, Auto zu fahren, und wollte auch nie eins besitzen.« Auf die Frage nach dem Warum, schiesst er nur zurück: »Was denken Sie, wie viel

CO₂ entsteht aus einem Liter Benzin?« Die richtige Antwort darauf ist 2,3 Kilogramm. Ergo seien die Abgase aus dem Auspuff schwerer als das Benzin. »Ich finde die Vorstellung absurd, so viel Gas in die Umwelt zu lassen, nur um von A nach B zu kommen. Das will ich nicht verantworten!« Wenn er den Autoverkehr betrachte und sich die Selbstverständlichkeit dieses Phänomens bewusst mache, fühle er sich wie im falschen Film.

Nicht nur das Autofahren findet er absurd, sondern auch das Fliegen. Deshalb sieht Hilty auch Gutes in den Auswirkungen von Corona. »Corona hat überhaupt nicht dazu geführt, dass nichts mehr funktioniert. Man fand einfach andere Wege, sich zu begegnen.« Er wird häufig für Vorträge an Kongresse in der ganzen Welt eingeladen. Früher flog er, irgendwann nahm er den Zug und heute setzt er sich vor einen Monitor mit einer guten Kamera. »Ich finde es schlimm, dass es eine Pandemie braucht, um so etwas zu bewirken. Aber es freut mich sehr, dass Videocalls jetzt mehr genutzt werden.« Er hofft, dass dieser Effekt auch in Zukunft anhält. »Seit 2017 fliege ich gar nicht mehr. Ich wollte mich auch auf diesem Gebiet an das halten, was ich predige.« Zudem finde er Reisen ohne Flugzeug auch noch sehr unterhaltsam. Er erzählt von einer Reise zu einer Konferenz in Lappeenranta in Finnland und wie er mit seiner Frau mit Zug und Schiff dorthin gelangte. An der Königlich-Technischen Hochschule in Stockholm, zu der er enge Beziehungen pflegt, blieb er einige Tage. »Die Reise war sehr lustig und abenteuerlich, und wir haben viel Schönes erlebt. Nur schon die Schiffsreise zwischen den vielen kleinen Inseln war atemberaubend. Mit dem Flugzeug hätten wir nie so viel erlebt.« Für Lorenz Hilty ist klar: Kein Auto, keine Flüge und kein Fleisch. »Fleischesser verwundern mich unterdessen fast noch mehr als Autofahrer.« Die Tochter von Lorenz Hilty hat sich mit ungefähr zwölf Jahren mit den Folgen der Viehwirtschaft beschäftigt und ernährt sich seither vegan. Mit fundierten Argumenten hat sie ihren Vater überzeugt, sich zumindest vegetarisch zu ernähren.

»Man soll nicht jedes Können und Dürfen zu einem Müssen machen«

Wie bei der ersten Frage lässt er sich bei der letzten besonders viel Zeit. »Was ist Ihre Botschaft als Nachhaltigkeitsdelegierter an die Welt?« Er feilt in Gedanken an einem sinnvollen Satz, schlägt dabei sein rechtes Bein über das linke, verschränkt die Arme und senkt nachdenklich seinen Kopf. »Man soll nicht jedes Können und Dürfen zu einem Müssen machen.« Wieder scheint es, als stünde er gerade vor einer Schar von Studenten, und er beginnt, seine Antwort auszuformulieren. »Es ist immer der gleiche Ablauf. Nehmen wir das Handy als Beispiel: Das Handy hat uns die Freiheit gegeben, von überall andere erreichen zu können und erreichbar zu sein. Und – schwupp-



Wenn Hilty nicht arbeitet, ist er gerne in der Natur.

diwupp – wird diese Erreichbarkeit innerhalb von wenigen Jahren zu einem Muss. Aus der gerade gewonnenen Freiheit wird Zwang.« Ganz nach dem Schema, wer nicht mitmache, gehöre nicht dazu. »Durch soziale Mechanismen verkehren wir immer wieder die Freiheiten, die uns die Technik geben könnte, in ihr Gegenteil. Der resultierende Zwang zu beschleunigtem Konsum ruiniert dann über die Belastung der Umwelt unsere Zukunft.« Seine Stimme wird lauter. »Und dem kann man sich nur durch innere Haltung verweigern.« Es sei auf vielen Gebieten ähnlich wie in der Mode. Obwohl die Kleidung noch in Ordnung ist, schmeisst man sie weg und rennt dem nächsten Trend hinterher. Auch ein digitales Gerät halte eigentlich länger, aber man werde zu oft durch die Software zum Wechsel auf ein neues Modell gezwungen. Vor allem der jungen Generation will er mit auf den Weg geben, dass man nicht jeden Trend mitmachen muss. Hilty lehnt seinen Oberkörper zurück, erleichtert, dass er diese Botschaft teilen konnte. Schwungvoll steht der grosse Mann auf, bedankt sich und verabschiedet sich mit einem Kopfnicken. Und genau so, wie er zum Interviewtermin gekommen war, schlendert er mit den Händen hinter dem Rücken wieder zurück zu seinem Fahrrad.

»Nachhaltigkeit jetzt!«

Hiltys jüngstes Projekt ist die öffentliche Ringvorlesung »Nachhaltigkeit jetzt!« der Universität Zürich. Diese zeigt auf, dass Nachhaltigkeitsfragen eng mit Menschenrechten verknüpft sind. »Wenn wir zerstörerisch mit natürlichen Lebensgrundlagen umgehen, verschärfen wir gleichzeitig die Ungleichheit und schaffen somit die Konflikte von morgen.« In dieser Ringvorlesung halten Trägerinnen und Träger des Alternativen Nobelpreises Gastvorträge. Persönlichkeiten wie die bekannte US-amerikanische Journalistin Amy Goodman und der Pionier der biologischen

Schädlingsbekämpfung Hans R. Herren teilen ihre Erfahrungen im Kampf gegen die Klimakrise.

Hilty schätzt diesen Wissensaustausch: »Ich lerne von diesen beeindruckenden Menschen, dass man nicht müde werden darf, auch banale Wahrheiten auszusprechen, selbst wenn es längere Zeit so aussieht, als wolle sie keiner hören.« Diese Ringvorlesung ist nicht umsonst öffentlich. Hilty möchte, dass diese Botschaften in die Welt getragen werden, damit jeder und jede Umwelt- und Klimaprobleme als Krise der Menschenrechte erkennen. Deshalb legt er allen ans Herz: »Wenn viele Menschen ihr Verhalten dort ändern, wo es am meisten bringt, hat das eine Wirkung. Dazu gehört: seltener Fleisch essen, regionale und saisonale Produkte bevorzugen, nicht aus dem Fenster heizen, den öffentlichen Verkehr nutzen und Flugreisen als Ausnahme betrachten.«